

sichts der Tatsache zu, daß die Finanzierung der EZA mit der D.A.R.S. ab 1998 nicht mehr gesichert ist.

Literatur

- BAK – Staatssekretariat für Integration und Entwicklungszusammenarbeit: Die öffentliche Entwicklungszusammenarbeit Österreichs. Projekte der Technischen Hilfe 1991/92 (= Entwicklungspolitische Informationen 5).
- Dreijahresprogramm Westsahara 1995 – 1997 (Projektbetreuerin: Mag. Ursula Steller).
- Entwurf eines Ausbildungsprogramms für Saharaische Kindergärtnerinnen im Rahmen des EH-Projektes (1992).
- Fischer, Hannah: Kindergartenprojekt West-Sahara: Bericht über die fact-finding-mission in den Flüchtlingslagern der Polisario in Tindouf (Algerien) vom 7.5. – 23.5.1992.
- Österreichisches Nord-Süd-Institut für Entwicklungszusammenarbeit: Jahresbericht 1993.
- ÖFSE: Dreijahresprogramm der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit. Fortschreibung 1994 – 1996.
- Österreichisch-Saharaische Gesellschaft: Rundbrief vom 18.10.1993.
- Schennach, Stefan: Der Frauenstaat in der Sahara. In: International, Nr. 3 – 4 (1988), S. 5 – 11.

Interviews

- Hans H. Bichler, adc Austria, 8.6.1994.
- Herr Brahim, Diplomatischer Vertreter der D.A.R.S. in Österreich, 23.6.1994.
- Reinhold Eckhardt, SPÖ, Löwelstraße 18, 10.5.1994.
- Hannah Fischer, Direktorin der Wiener Kindergärtnerinnenschule in Ruhe, 30.9.1994.
- Herr Dipl.Ing. Moser, BAK – Staatssekretariat für Integration und Entwicklungszusammenarbeit, Projektabteilung, 29.6.1994.
- Frau Mag. Reinthaler, BAK – Staatssekretariat für Integration und Entwicklungszusammenarbeit, Länderprogrammabteilung, Telefongespräch am 5.9.1994.
- Ursula Steller, Nord-Süd-Institut, Projektreferentin für Afrika, 10.6.1994.
- Ursula Steller, Nord-Süd-Institut, Projektbetreuerin des Dreijahresprogramms, 12.3.1996.

An dieser Stelle möchte ich den angeführten Personen für ihre Bereitschaft zum Gespräch herzlich danken. Ohne ihrer Mitarbeit wäre die Abfassung dieses Artikels nicht möglich gewesen.

Richard Seyfried, Auhofstraße 183/4, A-1130 Wien

Journal für Entwicklungspolitik XII/2, 1996, S. 217 – 237

Hans Müller

Hugo Adolf Bernatzik in Afrika

Versuch einer Kontextualisierung

Afrikanismus und Fordismus

Seit Afrika von den Europäern zur Ausbeutung und Erforschung erschlossen wurde, brachten sie nicht nur seltene und edle Waren mit, sondern auch Berichte von Gebräuchen und Institutionen.

Die Revolutionierung des Raumes als auch die Transformationen im Innern derselben Länder, die Schiffe aussandten, um neue Länder zu erobern, bewirkte, daß die ungeheuren Erzählungen aus Übersee mehr als nur neugieriges Staunen und gelehrtes Interesse auf sich zogen. Vielmehr wurden diese Berichte geradezu zum Spiegel der zeitgenössischen Beunruhigung bzw. zum fantastischen Widerhall der krisengeschüttelten eigenen Welt.

Die Aufklärung bestätigt sich ihre eigene Universalität, indem sie den Werte- und Tugendkatalog anderer Völker in ihre Reflexion einbezieht. Die Reiseberichte der aufklärerischen Philanthropen mit ihrem Interesse an Sitten und Bräuchen dienen der moralischen Bildung. Afrika ist der „Kontinent des Ausgleichs“ (Loth 1988, S. 15), in dem sich das Ideal eines Lebens gemäß vernünftiger und natürlicher Grundsätze finden läßt.

Dem Schöngeist auf Reisen folgt im 19. Jahrhundert der bürokratische Abenteurer – nicht theoretische Spekulation, sondern positiver Wissensdurst treibt die Geo- und Kartographen. Doch während man sich den Kontinent erschließt, ihn aufschließt, in ihn eindringt, versucht man gleichzeitig, ihn sich vom Leib zu halten.

In der Zwischenkriegszeit wird das Interesse an Afrika reflexiv: „Was bedeutet uns Afrika? Uns, den Menschen, die der Mitte des XX. Jahrhunderts zuleben?“ (1933, S. 10), fragt der deutsche Ethnologe Leo Frobenius. Afrika wird zur „Frage“, die Selbstverständlichkeit, mit der die Reisenden sich des Kontinents vergewisserten, ist brüchig geworden. Es scheint möglich, daß Afrika mehr oder anderes ist, als unser „Bild“ davon. Es findet eine Verschiebung statt: vom Gegensatz Natur/Vernunft zum Gegensatz Signifikant/Signifikat. Von nun an ist das Zeichen „Afrika“ krisenhaft gespalten. Ein Wunsch nach Nähe macht sich breit und die Sorge, diese nicht zu erreichen:

„Es liegt der Zauber rätselhafter weit zurückliegender Geburt in ihm [im Wesen, im Stil Afrikas, H. M.]. Sollte es möglich sein, der Geistigkeit so fernem Geschehens nahe zu kommen?“ (ebd., S. 16)

Die „rätselhafte Geburt“ ist ein Ursprung „mit doppeltem Boden“ – wenn man meint, ihn erreicht zu haben, sieht es aus, als hätte er sich anderswo hinbegeben.

Das Begehren wird auf die Reise geschickt.

In der Nach- und Vorkriegssituation der 20er und 30er Jahre bemühen sich Intellektuelle des „Westens“, diese neue Bedürfniskonstellation zum Ausdruck zu bringen.

„Alles, was ich jetzt wollte, war, nach Afrika zurückkommen. Wir hatten es noch nicht verlassen, aber wenn ich nachts aufwachte, lag ich lauschend da, bereits voller Heimweh danach.“ (Hemingway 1993, S. 51) Diese Zeilen (die später, in den 60ern, Leni Riefenstahl veranlassen werden, die Nuba aufzusuchen) schreibt Hemingway 1934/35 in seinem Buch *Die grünen Hügel Afrikas*. Im Jahr zuvor hatte er sich auf eine Safari begeben, die ihn ins Gebiet der Serengeti und nach Kenya führte. Die Erlebnisse dieser Jagdreise verknüpft er zu einem dichterischen Reisebericht über das Glück einfachen Lebens, die Jagd auf mythische schwarze männliche Tiere und die ewige Ordnung einer großartigen Landschaft. Afrika ist das Gegenstück zur korrumpierten Heimat.

„Ich liebte dieses Land, und fühlte mich hier zu Hause, und wo ein Mann sich außerhalb seiner Heimat zu Hause fühlt, dorthin sollte er gehen (...) Ein Kontinent altert schnell sobald wir kommen. (...) Unsere Vorfahren sind nach Amerika gegangen, weil das damals das Land war, wohin man gehen sollte. Es war ein gutes Land gewesen. (...) Sollten die anderen ruhig nach Amerika kommen, die nicht wußten, daß sie zu spät kamen.“ (ebd., S. 179f.)

Im Expeditionstagebuch des Franzosen Michel Leiris *Phantom Afrika* finden wir ähnliche Projektionen:

„Dableiben. Nichts mehr tun. Sich in den Bergen niederlassen. Dort eine Frau nehmen und eine Familie gründen. Utopische Wünsche, die diese Leute und ihr bäuerliches Leben in mir aufkommen lassen.“ (1985, I, S. 209)

Leiris, ein ehemaliger Gefolgsmann der surrealistischen Bewegung, nimmt von 1931 – 33 an einer Forschungsexpedition teil. Eindreiviertel Jahre reist der Schriftsteller-Ethnologe quer durch den Kontinent, von Dakar nach Djibouti. Als Reisemotiv gibt er an:

„Als ich Paris verließ, ist mein Wunsch, mit dem seichten Leben dort zu brechen, der stärkste Anreiz für diese Reise nach Afrika gewesen.“ (ebd., 245)

Leiris taumelt zwischen Forscherwut, Sammlerbesessenheit, Verzweiflung und Langweile durch Afrika. Der Autor ist fasziniert vom Heiligen, der Dämonologie, vom Magischen und Rituellen. Doch der koloniale Alltag, in dem das Forschen und Reisen stattfindet und die Fremdheit/Widerständigkeit der Einheimischen führen seine Erfahrungen in die Krise. Hier ein Beispiel von einer ethnologischen Befragung:

„Der sonst so sanfte Schaeffner, der mit einem Moundang arbeitet, ist schließlich so hochgradig gereizt, daß er ihm androht, er werde ihn ins Gefängnis werfen lassen, wenn er weiter so unmögliche Antworten gibt. Ich selbst werfe auf einmal meine Befragung mit dem Namchi-Krankenfleger hin. Seine unaufhörlichen Widersprüche bringen mich an den Rand des Nervenzusammenbruchs.“ (ebd., S. 228)

Leiris sieht, als einer der wenigen unter seinen Zeitgenossen, seine Verstrickung in den kolonialen Alltag, dennoch sind seine Aufzeichnungen auch ein Zeugnis der Hemmungslosigkeit an der Grenze zur „anderen Kultur“. Der offene Horizont des Reisens entgrenzt das eigene Tun. Die Reise durch das Land der Dogon gerät zum Raubzug. „Von Felsen zu Felsen, von Höhle zu Höhle, von einem heiligen Ort zum anderen“ (ebd., S. 165) – alles wird „zusammengerafft“. Im ortlosen Raum der Expedition wechseln weniger die Schauplätze als vielmehr ihre Intensitäten. Sie sind die realen Stationen:

„Letzter Lachanfall vor der Beinhöhle von Bara, in der ich mit einem Schienbein in der Hand herumstöbere.“ (ebd., S. 162)

Donna Haraway hat in einem Artikel über den US-amerikanischen Taxidermisten, Afrikareisenden, Jäger und Fotografen Carl E. Akeley (1864 – 1926) gezeigt, wie man das *American Museum of Natural History* mit seinem Afrikanischen Saal als Text lesen kann. Der Afrikanische Saal, dessen Gründer Akeley war, wird als eine sozialhygienische Erbauungsstätte gelesen. In der Zeit der monopolkapitalistischen (fordistischen) Umwälzungen der Nachkriegszeit, neuer Einwanderungsbewegungen von katholischer und jüdischer Bevölkerung aus Osteuropa und neuer Stadtkulturen („Roaring Twenties“) fantasiert sich die anglo-sächsische, protestantische Männergesellschaft die Bedrohung ihrer Hegemonie. Die Gründung des Afrikanischen Saales ist nur eine von zahlreichen öffentlichen Interventionen, um dieser „Bedrohung“ zu begegnen. Akeleys neue Methoden der Taxidermie, die es nun auch erlauben, sehr große Tiere zu präparieren, schufen die Voraussetzungen, um den Saal mit seinen Tiergruppen, plazierte vor idealen Landschaftsgemälden, einrichten zu können. Die „Natur“, ewig in ihren Gesetzen, unbeeinflussbar in ihren Rangordnungen und beispielgebend mit ihren „Familienstrukturen“, wird den Besuchern, zu denen auch tausende Schulklassen gehören, vorgeführt. Die Taxidermie dient als Übergangstechnologie zu Fotografie und Film. Haraway beschreibt die Wirkungsweise solcher Repräsentationstechnologien im Zusammenhang Krise der „Zivilisation“ – „Natur“ (Afrika).

„The ideology of realism essential to Akeley's aesthetic was part of his effort to touch, to see, to bridge the yawning gaps in the endangered self. To make an exact image is to insure against disappearance, to cannibalize life until it is safely and permanently a specular image, a ghost. It arrested decay. That is why nature photography is so beautiful and so

religious and such a powerful hint of an apocalyptic future. Akeley's aesthetic combined the instrumental and contemplative into a photographic technology providing a transfusion for a steadily depleted sense of reality. The image and the real mutually define each other, as all of reality in late capitalist culture lusts to become an image of its own security. Reality is assured, insured, by the image (...) The camera is superior to the gun for the control of life." (1994, S. 71f.)

Wenn Frobenius eine Frage gestellt hat, so zeigt uns Haraway Möglichkeiten, diese Frage vor unserem heutigen Hintergrund zu beantworten. Sie verknüpft in ihrer Analyse die Kategorien von Klasse, „Rasse“ und Geschlecht und stellt deren Materialisierung in Wissenschaft und Technologie dar. Der gesellschaftliche Konflikt um die Neueinrichtung der „fordistischen Zivilisation“ wird so auch im Kulturellen, der intellektuellen Aktivität und im Bereich der Identität interpretierbar. Sichtbar wird auf diese Weise die *Krise der weißen männlichen Identität* der 20er und 30er.

Die *grünen Hügel Afrikas* und *Phantom Afrika* sind Quellen, in denen sich lesen lässt, welche Erfahrungen weiße Angehörige europäischer Kulturen in der Zwischenkriegszeit in Afrika machen konnten, welche ihnen berichtenswert erschienen, wie sich ihnen „das Land darbot“. Andererseits zeigt sich, welche *Subjektpositionen* diese Männer in der symbolischen Ordnung „Afrika“ einnahmen: der *weiße Jäger*, der sich an seinen schwarzen Begleitern mißt; der *Fotograf*, der mit seinem Kameraauge den Stolz schwarzer Männer einfängt und schwarze Frauen beschämt; der *Forscher*, der „teilnehmend“ seine „Untersuchungsobjekte“ zur Preisgabe ihrer Geheimnisse zwingt; der *Kolonialreisende*, der wie selbstverständlich die Infrastruktur, die Technik und die Machtmittel der Kolonialmacht nützt und der über Orte geht wie über Gräber.

„Afrika“ dient hier als Projektionsfläche und Spiegelbild, als Ort imaginärer Läuterung und Erbauung. In diesen Texten findet statt, was man die *epistemische Gewalt der Diskurse über den Anderen* nennen kann – die imperialistischen, orientalistischen, exotischen, anthropologischen, ethnologischen und folkloristischen Diskurse und die über die Kolonisierten und Primitiven (Hall 1994, S. 20). Die epistemische Gewalt ist gleichzeitig Außen (beim Anderen) und Innen (beim Selbst) und funktioniert durch einen Aufspaltungsprozeß auf beiden Seiten der Teilung – drinnen wie auch draußen.

„Aus diesem Grund ist es nicht so sehr eine Frage von ‚schwarzer Haut und weißer Haut‘, sondern von ‚schwarzer Haut und weißen Masken‘ – die Internalisierung des Selbst als Anderes.“ (ebd.)

Der Rassismus zeigt sich nicht nur dadurch, daß Schwarze in die Position einer untergeordneten Spezies gebracht werden, „sondern gleichzeitig auch in unaussprechliche(m) Neid und Begehren.“ (ebd.)

Die Diskurse über den Anderen und über Afrika reichen in ihrer modernen Form bis zu den Handels-, Raub- und „Entdeckungs“reisen zurück. „Afrika“

als Natur, als „Urkontinent“, „Land der Geburt des Menschen“ war immer schon doppelter Ursprung. Einerseits das dunkle Afrika, in dessen Inneres man vordringt, andererseits das lichte, helle Afrika, das es darin zu entdecken gilt. „Afrika“ wird zum Terrain, um die Schrecken und Möglichkeiten der neuen fordistischen Zivilisation zu erproben. Dieses Diskursbündel nennt die afro-amerikanische Schriftstellerin Toni Morrison *Afrikanismus*. Darunter versteht sie „die Beiklänge des Schwarzseins, für das afrikanische Menschen heute stehen“, sowie „die ganze Skala von Ansichten, Meinungen, Interpretationen und Fehlinterpretationen, welche die eurozentrische Lehre über diese Menschen begleiten“ (Morrison 1994, S. 27). Der „Afrikanismus in der eurozentrischen Tradition“ ist „zu einer Möglichkeit geworden, Fragen der Klasse, der sexuellen Freizügigkeit und Unterdrückung, der Formierung und Ausübung von Macht und Betrachtungen über Ethik und Verantwortung gleichermaßen zu diskutieren und unter Kontrolle zu halten“ (ebd.). Durch „den einfachen Trick, die Farbskala auf einer Palette zu dämonisieren und zu konkretisieren“ macht es der Afrikanismus möglich „etwas zu sagen und nicht zu sagen, etwas hinzuschreiben und auszuradieren, zu flüchten und sich zu engagieren, etwas auszuagieren und etwas zu beeinflussen, zu historisieren und zeitlos zu machen. Er bietet die Möglichkeit, Chaos und Zivilisation, Begehren und Furcht zu betrachten ...“ (ebd.).

Einer der österreichischen Pioniere des Afrikanismus ist der Ethnologe Hugo Adolf Bernatzik (1897 – 1953) mit seinen populären Reisebüchern.

Der Ethnologe Hugo A. Bernatzik

Hugo Adolf Bernatzik entstammte einer akademisch-bürgerlichen Wiener Familie. Nach dem Ersten Weltkrieg wird die Familie und Bernatziks Leben schwer erschüttert. Der junge Mann, der sich als Achzehnjähriger freiwillig an die Front gemeldet hatte, findet nicht in ein bürgerliches Leben zurück. Mißerfolge im Studium und vor allem der Tod seiner ersten Frau stürzen „ihn in eine schwere Krise. In den folgenden Jahren sucht der junge Hugo Bernatzik den Leiden seiner Seele, den Problemen seines Landes und Standes auf ausgedehnten Reisen nach Spanien und Nordafrika zu entkommen“ (Byer 1985, S. 12).

Bernatzik bereist in den 20er und 30er Jahren mehrmals Afrika und veröffentlicht Reisebücher und Fotos, die ihm zu seinem Lebensunterhalt verhelfen. Bernatzik studiert Völkerkunde und Psychologie und verheiratet sich wieder mit einer jungen Frau aus wohlhabenden Verhältnissen. Auch wissenschaftliche Arbeiten entstehen. Er promoviert mit einer Monographie über die westafrikanischen Kassanga. 1936 habilitiert er sich an der Universität Graz. Während der Zeit des Nazismus versucht sich Bernatzik mit

seinen Beiträgen zur „Kolonialethnologie“ unter den neuen Verhältnissen nützlich zu machen. Im Gegensatz zu den Reisebüchern, in denen die Sehnsucht nach einem anderen Leben mitschwingt, sind seine Texte in den Bänden der *Großen Völkerkunde* (1939) und *Afrika. Handbuch der angewandten* [d.h. kolonialen, H. M.] *Völkerkunde* (1947) von einem ambivalenten Rassismus geprägt. Paternalismus, Zivilisationskritik, aber auch die Idee des Rassenkampfes finden sich darin.

Als Bernatzik 1953 an einer Tropenkrankheit stirbt, wird er als „großer Gelehrter“ und prominenter Forscher betrauert. Heute ist Bernatzik selbst den Studierenden der Völkerkunde kaum bekannt.

Die ethnologische Reise lesen

Mit der Schilderung seiner Reisen in den Sudan – einmal zur abessinischen Westküste, 1925, und nochmals 1927 ins Gebiet zwischen Weißem Nil und Belgisch Kongo – tritt Bernatzik ins Licht jener Quellen, die er selbst schriftlich und fotografisch fabriziert und für den öffentlichen Gebrauch bestimmt hat. Zwischen 1928 und 1930 erscheinen Bernatziks erste Reisebücher *Typen und Tiere im Sudan* und *Gari-Gari*. 1930/31 reist Bernatzik „im Dienste der Wissenschaft“ nach Portugiesisch Guinea, in den Senegal, Gambien und zu den Bissagos-Inseln. Die Bücher *Im Reich der Bidyogo* (1944) und *Äthiopien des Westens* (1933) sind Ergebnisse dieser Forschungsreise.

Wie liest man solche Texte? Anknüpfend an die Einleitung, geht es weniger um die Entlarvung manifester Vorurteile, sondern darum, den Prozeß des Schreibens sichtbar zu machen. Der „Autor“ – seine Erfahrungen und Wahrnehmungen, seine „Geschichte“ – wird hier nicht als die selbstbewußte Quelle des Textes erachtet. Vielmehr ist der „Autor“ selbst immer schon in die Kompromisse des Denk- und Schreibbaren (Diskurse) eingebunden. Der Text stellt also eine Art Kompromiß zwischen dem Genre (Reisebuch) und dem imaginären Publikum dar. Der Akt des Autors besteht dann in dem mehr oder weniger gelungenen Versuch, diese Kompromisse zu verschieben und zu verdichten. Die Wirkungsweise ethnologischer Literatur beschreibt Clifford Geertz folgendermaßen:

„Wenn Anthropologen uns dazu bringen können, das, was sie sagen, ernst zu nehmen, so hat das weniger mit faktengesättigtem Blick oder begrifflich eleganter Pose zu tun als damit, daß sie in der Lage sind, uns davon zu überzeugen, daß das, was sie sagen, ein Resultat davon ist, daß sie eine andere Lebensform wirklich durchdrungen haben (oder, wenn man das vorzieht, sich von ihr haben durchdringen lassen), davon, daß sie auf die eine oder andere Weise wahrhaft ‚dort gewesen‘ sind. Und dies, daß sie uns davon überzeugen, daß dieses Wunder hinter der

Bühne stattgefunden hat, ist der Punkt, an dem das Schreiben ins Blickfeld gerät.“ (1993, S. 14)

„Autor“ und „Leser“ sind in einer solchen Perspektive keine Personen mit ihren je individuellen, psychischen und sonstigen Eigenheiten, sondern Positionen in einem „narrativen Vertrag“ zwischen beiden.

„Die Annahmen, die den Autor und sein Publikum verbinden, Annahmen, die zugleich sozialer kultureller und literarischer Natur sind, sind so stark und beherrschend, so tief institutionalisiert daß sehr kleine Signale sehr große Botschaften vermitteln können.“ (ebd., S. 63)

Die Phraseologie oder Diktion, die Tropen und Figuren und die „Geschichte“ auf der Bühne des Textes, „hinter“ der die „wundersame Begegnung“ stattgefunden hat, stellen das Repertoire des Autors dar, welches er, gemäß dem narrativen Vertrag, ins Spiel zu bringt, um den Effekt der Glaubwürdigkeit zu erreichen.

Ankommen und Beginnen

Seine Reiseziele wählt Bernatzik gemäß der Schönheit, Land und Tierwelt und seinem Interesse an „stammessittentreuen“ Völkern aus. Zu den angestrebten Erlebnissen gehören die Jagd, das Kennenlernen der Sitten und Bräuche der Einheimischen und das Fotografieren. Bernatzik macht ethnographische Aufzeichnungen und führt offensichtlich Tagebuch. Doch die Schilderung der Fremdheit der Umgebung und der Situation der Reise ergibt noch kein lesbares Buch. Anekdoten, Zoten und Witz dienen der Auflockerung. Darüber hinaus steht der Schriftsteller/Autor vor dem Problem, Berichte und Geschichten durch „Erzählung“ zu inszenieren und zu dramatisieren. Vor allem der Beginn und das Ende eines Reiseberichts sind kritische Stellen, an denen die Bewegung des Reisens glaubhaft gemacht werden muß. So wird die Ankunft – die Einführung in den Text – zur Verführung. „Wer das Wasser des Nils getrunken hat, kehrt wieder.“ (1930, S. 1) zitiert Bernatzik ein „altes arabisches Sprichwort“. Bernatzik fährt fort:

„So sitze auch ich wieder an Deck eines Dampfers und träume der hellen Sonne Ägyptens entgegen. Winter war es in Wien, als ich es verließ, und ein kalter Regen hatte schneebedeckte Straßen in ein Meer von Schmutz verwandelt. Bis weit ins Mittelländische Meer hinaus folgen uns dichte graue Nebel, aufatmend sehen wir endlich in der Ferne die sonnenbeschiedenen weißen Häuser Alexandriens auftauchen.“ (ebd.)

Meer ist alles, was zurückliegt oder bald zurückgelassen wird. Die Heimat verliert sich in Schmutz und Nebel. Mit Afrika taucht endlich Land auf. Fremd und dennoch in vollem Lichte liegt es vor uns – und Licht ist wichtig für Fotos.

„Die Stadt lag im hellen Sonnenschein. Mit scharfen Linien traten die Kaimauern hervor.“ (1942, S. 9)

Von nun an wird sich nichts mehr unserem urteilenden Blick verbergen. Mit Befragungen werden uns die Fremden aufgeschlossen werden, mit dem tiefenscharfen Blick der Kamera werden sie für uns festgehalten.

Doch eine Reise hat viele Stationen, und der erzählerische Trick des Beginns hält uns und unsere Erwartungen am Laufen. Nach etlichen Reisetagen per Bahn und Schiff ermöglicht uns Afrika wieder ein Ankommen.

„Jetzt beginnt das Afrika, das ich so sehr liebe, wo jeder Strauch und jedes Tier Ruhe und tiefen Frieden ausatmen. Die Nacht bricht herein, der rauhe Schrei zweier verspäteter Kraniche hallt vom Himmel herab. Tausende von Fröschen und Grillen erfüllen die Luft mit melodischen Lauten. Hie und da treibt uns ein Windstoß den Geruch von Sumpf und nasser Erde entgegen. Wir fahren gegen Süden!“ (1930, S. 15)

Jetzt befinden wir uns im Innern. Der Körper Afrikas umgibt uns und dennoch kein Halt. Alle Elemente bieten sich freundlich unseren Sinnen dar:

„Die Vegetation erscheint auf den ersten Blick eintönig, doch verliert sich bei näherer Betrachtung dieser Eindruck vollkommen. Es ist einem dann, als sei man in ein Zauberland versetzt.“ (ebd., S. 46)

Wer so schildert, muß wirklich dort gewesen sein.

Die Leser sollen nur ja nicht glauben, selbst die wohlhabenden nicht, daß ihnen diese Erfahrung ohne Bernatzik einfach zuteil werden könnte.

„Die Touristen, die den Nil mit dem großen Dampfer befahren, haben von dieser Märchenwelt gewöhnlich keine Ahnung.“ (ebd.)

Der Massentourismus entsteht gleichzeitig mit dessen Kritik durch diejenigen, die seine Pioniere sind.

Das Beginnen und Ankommen setzt sich in den Dörfern fort. Die Dörfer der Bevölkerung sind die Reisetationen, auf die es der Forscher abgesehen hat. Tatsächlich ist das „Dorf“ eine entscheidende Kategorie in der Konstruktion der Schilderung der einheimischen Bevölkerung. In der Ethnologie/Ethnographie stellte diese Konstruktion von „Eingeborenenvölkern“ als Dorfbevölkerung lange Zeit das vorherrschende Paradigma dar. Oder wie James Clifford feststellt:

„The village was a manageable unit. It offered a way to centralize a research practice, and at the same time it served as synecdoche, as point of focus, or part, through which one could represent the 'cultural' whole.“ (1992, S. 98)

Emmy Bernatzik, seiner Frau, kommt es auf einer Reise zu, Lagepläne und Grundrißzeichnungen von Häusern zu erstellen. In stilisierter Form, als Anordnung von Kreisen und Linien, werden diese dann veröffentlicht. Bernatzik fotografiert aber auch vom Flugzeug aus, sodaß auch in den populären Büchern, die sich eher der Fotografie bedienen, das „Dorf“ sichtbar gemacht werden kann. Immer wieder schildert Bernatzik das Ankommen in Dörfern, wobei er sich bewußt ist, daß die Reisenden von der Bevölkerung

schon lange vorher bemerkt werden. Oft findet er sie verlassen vor. Munter plazierte sich dann die Reisegesellschaft an einer zentralen Stelle, hofft einen möglichst harmlosen Eindruck zu machen und daß die Bewohner wiederkehren.

Eine weitere Version der gefährvollen, aber letztlich glücklichen Annäherung gibt Bernatzik in seinem wissenschaftlichen Reisebericht *Äthiopien des Westens* (1933) wieder. Bereits auf der Hinreise macht sich der Forscher mit der Literatur über Land und Leute vertraut. So liest er etwa die Sätze von Dr. Maclaud:

„Wenn wir einen Fremden sehen, der sich uns nähert“, sagte mir ein Balantehäuptling, „wissen wir nie, ob es sich nun um einen Freund oder Feind handelt. Im Zweifel jagen wir ihm eine Gewehrkegel entgegen ...“ (ebd., S. 4)

Aber der Autor läßt sich nicht ins Boxhorn jagen.

„Die Balante waren das erste Volk, das wir zu besuchen gedachten. Hätte ich nicht den gesunden Zweifel des Forschers an allen solchen Angaben gehabt, so wäre ich nach dieser Lektüre wohl umgekehrt, oder hätte zumindest meine Frau umkehren lassen müssen.“ (ebd.)

Die folgende Anekdote ist ein Musterbeispiel dafür, wie die kritischen Augenblicke der ersten Begegnung mit einer lustigen Begebenheit für den Leser entschärft werden können. Voraussetzung dafür ist nur, daß die eigene Position innerhalb des Ankommens als selbstverständlich gesetzt wird und man einen nüchternen Geist besitzt.

In der Nähe der Balante:

„Ich stellte die Zelte auf. Das Gepäck ließ ich in der Wölbung eines mächtigen Baumstammes aufschichten. Plötzlich erklärten mir aber unsere drei Burschen, daß sie unmöglich auf der Erde neben dem Feuer zu schlafen vermöchten, da ihnen die tückischen Balante, während sie schliefen, die Köpfe abschneiden würden. Sie kannten die Balante genau, es seien äußerst böartige Gesellen. Mir fiel meine Schiffslektüre wieder ein. Die beiden Weiler, die so unbewohnt aussahen, waren ja auch nicht sehr heimlich. Ich ließ also eine Petroleumlaterne die ganze Nacht hindurch brennen, erlaubte den Burschen, auf dem leeren Auto zu schlafen, und legte mein Gewehr schußbereit neben mich. Gerade wollten wir zu Bett gehen, als wir im schwachen Mondlicht eine hüpfende Gestalt sich nähern sahen. Ein kleiner kränklich aussehender Eingeborener torkelte auf uns zu und gluckste mit hoher Kastratenstimme kreischend unverständliche Worte. Aufdringlicher Geruch von Branntwein verriet, welcher Geist ihn beflügelte. Er wurde zudringlich, fiel Professor Struck, der sich kaum erwehren konnte, stürmisch um den Hals, und machte sich erst davon, als ich eine energische Tonart anschlug. (...) Ich blieb den größten Teil der Nacht wach. Wer einmal eine Nacht in den

Tropen im Freien verbrachte, weiß, was sich da alles rührt, flattert ums Zelt streicht, kläglich heult, schreit; oft scheinen vorsichtig tastende Schritte sich zu nähern. Meine Sorgen erwiesen sich aber als überflüssig.

Ein herrlicher Sonnenaufgang verjagte sie im Nu." (ebd., S. 6)

Nachdem sich herausstellt, daß die „hüpfende Gestalt“ auch noch der wohlgesonne „Häuptling“ der Balante ist, steht einem glücklichen Forschungsaufenthalt nichts mehr im Wege.

Interessant ist, daß auch die wissenschaftlichen Texte Benatziks nie auf derartige Anekdoten verzichten. Sie gehören zum Repertoire, das immer dann eingesetzt wird, wenn die Reise oder die Tätigkeit der Europäer in kritische Situationen gerät. „Kritische Situationen“ sind dabei nicht so sehr jene der akuten Gefahr, als vielmehr solche, in denen das Handlungs- und Überraschungsmoment auf die Einheimischen übergeht. Die *reale* Gefahr ist, daß das eigene Arrangement der Begegnung, das *Dispositiv ungleicher Annäherung* und der Rahmen der gewünschten und erwarteten Erfahrungen in die Krise gerät. Die Anekdote ermöglicht, den grundlegend zweifelhaften Charakter der Situation zu entschärfen und zu thematisieren. Thematisiert wird der „Handlungsbedarf“ bei der Annäherung an die Fremden, indem der Autor sich im Zentrum des Geschehens plaziert. Um ihn herum befinden sich hasenfüßige „Burschen“, eine Frau, die womöglich jetzt gerade zu Hause besser aufgehoben wäre, und ein wehrloser Professor. Diese klägliche Gefolgschaft benötigt im richtigen Augenblick einen tatkräftigen Anführer. Unterstützt wird diese Figur vom Kontrast des anderen Akteurs – eine kränkliche Gestalt, deren Aufdringlichkeit nur mit „energischer Tonart“ begegnet werden kann. Die reichlich ausgeschmückte Schilderung dieser Figur – läßt sie nicht den Ärger über die eigene Lächerlichkeit erkennen, die darin liegt, sich, um eine Petroleumlampe geschart, gegen einen Feind verteidigen zu wollen, der keiner ist? Nicht nur, daß der Feind kein Feind ist – statt stolzer Krieger findet sich auch noch ein betrunkenes Männlein zur Begrüßung ein. Solch ein selbstverschuldeter eigener Überschwang an Tatkraft muß gerächt werden. Wenn schon nicht mit schußbereitem Gewehr, so mit scharfen Adjektiven.

Was hat wohl der ortskundige Afrikaner von dieser Begegnung zu Hause berichtet?

Ist eine solche Wahrnehmung einmal etabliert, kann die Begegnung ganz lakonisch geschildert werden.

„Nachdem wir uns mit den Eingeborenen angefreundet hatten, konnte ich die Anlage des Dorfes studieren.“ (1944, S. 49)

Doch so schnell geht es nicht immer. Oft dienen die Dolmetscher oder die begleitenden Afrikaner der Kontaktaufnahme.

Der Forscher gibt vor, alles im Blick zu haben.

„Im Laufe der Zeit konnte ich das tägliche Leben der Eingeborenen gut beobachten, das sich ungestört in unserer Nähe abspielte.“ (1933, S. 8)

Der ethnographische Wahrnehmungskanon interessiert sich außerdem für die „rassisch“-ästhetische Erscheinungsweise, die Kleidung, die Hygiene, die Sitten (v.a. „Ehe“sitten), medizinische Gepflogenheiten, Essensgewohnheiten, für die Religiosität, für Feste und Tänze, Gebrauchsgegenstände, die Wirtschaftsweise ... – das „kulturelle (organische) Ganze“.

Das Ankommen und Beginnen – von der Ankunft in Afrika bis zu den Ankünften in den Döfern – folgt immer der Bewegung des Öffnens, Enthüllens und Aneignens, des Definierens und Festlegen des Anderen. Die Selbstsicherheit, mit der Bernatzik seine Einschätzungen und Urteile deklariert, sind verblüffend:

„Das Volk der Nuer verehrt einen großen Geist ‚Guak‘ und eine Macht ‚Kot‘. Der Geist ist Herr über Gut und Böse.“ (1930, S. 32)

„Die Neger kennen keine Dörner.“ (ebd., S. 20)

Selbst der so faszinierende „Fetisch“ bleibt nur solange interessant, als man ihn noch nicht gesehen hat.

„Obwohl mich die Eigentümerin, während ich im Haus umherging [!?, H. M.], nicht aus den Augen ließ, gelang es mir doch, im Vorbeigehen den Vorhang wie zufällig zu lüften. Zu meiner Überraschung stand da eine Reihe dunkler, ölig glänzender Holzfiguren, deren Zweck ich mir zunächst nicht erklären vermochte, die sich aber später als Seelenfiguren herausstellten.“ (1944, S. 51)

Geschichten vom Ende

Ein solcher Deklarationsstil gerät schnell in die Gefahr, nichtssagend und „positivistisch“ zu wirken, gerade weil hier der narrative Vertrag zwischen Autor und Leser so eng ist. Per deklaratorischer Festlegung verbraucht sich das Andere schnell. Was benötigt wird ist, daß all diesen „Fakten“ eine „Geschichte“ unterlegt wird, die diese als wissenschaftlich erscheinen läßt. Und Bernatzik hat „seine Geschichte“.

„So interessant dieses Volk ist, so wenig ist von ihm bekannt. Schon beginnt sich jedoch fremder Einfluß bemerkbar zu machen. Arabische Händler importieren bereits billige Leinwand und Kattune. Missionare bemühen sich, altgewohnte Sitten zugleich mit der ‚unkeuschen‘ Nacktheit abzuschaffen und Glasperlen aus Gablonz verdrängen langsam die runden Blättchen aus Muscheln und Straußeneierschalen, aus denen die Eingeborenen ihren Schmuck so eigenartig herzustellen verstehen. (...) Wie bald wird die Zeit da sein, in der die Zivilisation mit Fusel und Prostitution im Gefolge ihren Einzug hält.“ (1930, S. 33)

Der Zusammenhang zwischen dem Interessanten und dem Unbekannten wird nicht thematisiert. Was unsere Kategorien nicht zerbricht, muß an uns

zerbrechen. Die unspektakuläre Erklärung wird dramatisiert. Ihr wird ein würdiger Grabstein als Schlußpunkt gesetzt, indem die Geschichte der Menschen, auf die Bernatzik trifft, als eine Verfallsgeschichte erzählt wird. Unter diesem Stern reist Bernatzik. Wo immer er hinkommt, sieht er sich mit dem Endzustand konfrontiert. Der Ethnograph hat viele Geschichten zu erzählen, aber alle spielen vor einem verschwindenden und bedrohten Hintergrund. Dabei bleibt der angenommene Verfall für seine Reiseunternehmung folgenlos. Der Autor erzählt sich und den Lesern die melancholische Situation, bevor er zum nächsten Ende aufricht, bei dem er dabei sein darf. Auf der Suche nach dem „Leben, das dem Untergang geweiht ist“ (ebd., Vorwort).

„Sie [die „Eingeborenen von Eguba, H. M.] behinderten unser Tun in keiner Weise und betrachteten uns nur aus gutmütig und oft recht traurig blickenden Augen. Bald hatte sich eine stille dunkle Menschenschar um uns versammelt; keiner sprach ein Wort, lautlos hockten sich einige vor ihre Hütten auf den Boden nieder und starrten uns an. Ein wehmütiger Ernst lag in ihren Mienen, der uns ergriff und uns zögern ließ. Was ging hier vor? Lag auch hier das große Sterben in der Luft, ahnten die Menschen auch hier ihren herannahenden Untergang? (...) Als wir Abschied nahmen, gaben uns die Eingeborenen bis zum Strande das Geleit. Still segelten wir davon, unsere Gedanken weilten noch lange bei den am Strande stehenden dunklen Gestalten, die uns unverwandt mit ihren Blicken folgten.“ (1944, S. 109)

Bei der Beobachtung einer Mondfinsternis empfindet die Reisegesellschaft „für Augenblicke die erschreckende Nichtigkeit unseres menschlichen Daseins angesichts der unfäßbaren Macht und Größe der Natur“ (ebd., S. 141). Zuerst soviel Helligkeit, Licht, Sonne – soviel Anfang – und nun soviel Dunkel, Finsternis, Sterben, Nichtigkeit – Ende.

Bei einem Tanzfest in Ankadak, wo Bernatzik nochmal von dem „vielseitigen Bild“ „schöner Kostüme“ begeistert wird, tauchen

„(i)n mitten dieser farbigen fremdartigen Bilder (...) als erste Boten europäischer Zivilisation vereinzelt Tropenhelme auf und, Haß im Herzen, erinnerte ich mich des unbarmherzigen Vordringens der weißen Händler! In wenigen Jahren würde dies alles, Freude, Farben und Kunstsinn, europäischem ‚Geschäftssinn‘ zum Opfer gefallen sein“ (S. 180f).

Der Haß auf das Vordringen der Zivilisation wird aber von ihm auch noch auf die ausgeweitet, die er als Opfer identifiziert – die „halbzivilisierten Neger“ – „der Abschaum ihrer Rasse“ (1933, S. 1). Diese seien „nicht nur äußerlich unangenehm und lächerlich“, „sondern auch eingebildet, selbstüberheblich, egoistisch, roh und treulos gegen ihr früheres Leben“ (ebd., S. 2). Diese Charakterisierung wird für ihn zum vererbten Makel:

„Ohne ausreichende Verdienstmöglichkeit und doch schon gewöhnt an die Bedürfnisse der Zivilisation, werden diese Neger, denen der morali-

sche Halt der Stammeszugehörigkeit fehlt, diebisch, die Kinder wachsen im Staub der Straße auf, Mädchen und Frauen verkaufen sich, erkranken und verseuchen ihre Nachkommenschaft.“ (ebd., S. 1)

Das große Versprechen des Anfangs gerät ihm zu immer neuen Entdeckungen des *Todes*. Bernatziks Bücher sind Erzählungen des Ausharrens im Blick dieses absolut Anderen. Es ist seine „persönliche“ Weise, andere Lebensformen zu durchdringen, sich von ihnen durchdringen zu lassen.

Mit dem Ford in Afrika

Bernatziks erstes Reisebuch *Typen und Tiere im Sudan* ist vor allem ein Jagdbericht. Obwohl dieses Buch ein Ergebnis der Reise von 1925 an die abessinische Grenze des Sudans ist, erschien es z.B. noch 1951 unter dem Titel *Jagd am blauen Nil*.

Dieser Jagdbericht „wendet sich an einen weiten Leserkreis, vor allem auch an den weidgerechten deutschen Jäger“ (1951, Vorwort) Bernatzik meint aber auch, daß „der Rassenforscher wie der Völkerkundler wissenschaftlich Interessantes finden“ (ebd.) wird.

Bernatzik besitzt ein ausgeprägtes Jagdethos:

„Großwildjagd ist Kampfsport, wenn sie richtig betrieben wird. Das setzt voraus, daß nicht nur der Mensch, sondern auch das Wild seine Fähigkeit einem Gegner gegenüber einzusetzen vermag. Wenn daher der Weiße mit vielen bewaffneten Europäern gemeinsam zur Jagd auszieht, wie das immer wieder beobachtet werden kann, so ist das nicht weidgerecht, im Sinne eines ehrlichen Kampfsportes und nicht viel besser, als eingeborene Begleiter zum persönlichen Schutze zu bewaffnen. Stets wird dann eine Kanonade auf jedes Stück Wild eröffnet, das sich durch Annehmen der wilden Schießer für zahlreiche aber nicht tödliche Verwundungen an dem ‚Jäger‘ rächen möchte. (...) Ehrlich erworben sind nur Jagdtrophäen, die man dem eigenen, persönlichen Einsatz verdankt.“ (ebd.)

In der „weidgerechten“ Auseinandersetzung Mensch-Wild hebt sich der weiße Jäger einerseits von „bewaffneten Europäern“ ab, andererseits von den „Eingeborenen“:

„(I)ch achtete stets darauf, daß meine Begleiter, Eingeborene, meine Waffen in keinem Fall verwendeten.“ (ebd.)

Allein steht der weiße Jäger nicht nur dem Wild gegenüber, sondern, durch die Kontrolle der Technik, auch seinen schwarzen Begleitern. In der richtigen Jagdführung und der angemessenen Handhabung der Afrikaner erweist er sich als „Jäger“ und als „weiß“.

Im Vorwort zu *Gari-Gari* berichtet der Autor:

„Was ich nicht für möglich gehalten hätte traf ein: ich verlor die Freude am Schießen. Die Büchse brachte ich bald kaum mehr in Anschlag,

immer seltener störte ich die afrikanischen Idyllen. Dafür fand ich bald Ersatz in der Arbeit mit Kino- und Bildkamera." (Vorwort)

Auf den Reisen von 1925 und 1927 gehört die Jagd aber noch zum Programm. Auch Bernatziks Fotos gelten ihm als Jagdtrophäen – auch das Fotografieren ist Jagd:

„In freier Wildbahn lagen stets Büchse und Photoapparat nebeneinander.“ (1951, Vorwort)

Doch das Fotografieren ändert auch das Ethos. Der Sportsmann übertrifft noch den Jägersmann. Die Fertigkeiten, das Wagnis und die Ausdauer im Überwinden von Schwierigkeiten stellt höhere Anforderungen.

„Um wieviel schwieriger es ist, zu photographieren als zu schießen, wird jedem Laien bei einiger Überlegung einleuchten. Mindestens zehmal ist Gelegenheit zu einem guten Schuß gegeben, bevor es einmal gelingt, ein zufriedenstellendes Bild auf die Platte zu bannen ...“ (1930, Vorwort) Einerseits erfordert es höhere Geschicklichkeit, andererseits fallen moralische Begrenzungen. Beim Fotografieren von Menschen wird aus Jagdlist Trickserie, aus dem Kampf Aug' in Aug' wird Verstellung.

„Die photographischen Aufnahmen sind durchweg naturwahr, und es gelang mir fast immer, Benehmen und Aussehen Ahnungsloser festzuhalten. Ganz selten wurde meine Absicht erkannt ...“ (1951, Vorwort)

Die Ambivalenz von Gewehr und Kamera, die sich durch beide Bücher zieht, zeigt, daß Bernatzik, in der Veränderung des Afrikabildes des „Westens“, eine transitorische Figur ist. Das helle Afrika liegt nicht mehr bloß vor einem, sondern es muß nun konserviert werden. Nach der furchteinflößenden Natur, die es zu bekämpfen galt, tritt nun die gefährdete Natur, die unsere elterliche Fürsorge benötigt, in den Vordergrund.

“When we are afraid, we shoot. But when we are nostalgic, we take pictures.” (Susan Sontag, zit. nach Haraway 1994, S. 68)

Besonders das Fotografieren von Frauen ist eine delikate Angelegenheit, bei der zuerst mit Männern verhandelt werden muß und sodann die oft steifen Gebärden der „Schönen“ mit allerlei Tricks gelockert werden müssen.

“The eye is infinitely more potent than the gun. Both put a woman to shame – reproductively.” (Haraway 1994, S. 68)

Doch Bernatzik ist nicht bloß geschickt. Die Fotos sind auch Zeugnis eines reziproken Begehrens. Fotografiert Bernatzik seine „Modelle“ „wie sie sind“, oder trachten diese danach, ihm zu geben, was er, in ihren Augen, haben will. Die Verstellung, d.h. die Beziehung ist gegenseitig – gerade dort, wo das Verhältnis Subjekt-Objekt unentscheidbar wird. Das Dispositiv des Blicks, meint diese Unentscheidbarkeit zu kontrollieren. Doch da bleibt ein Rest ...

„Die Bilder, die der Ethnograph von den Frauen der ‚anderen‘ machte sprechen jedoch sehr deutlich von dem, was in den Texten ausgespart ist: von emotionaler Beziehung, von Nähe, von der Unmittelbarkeit – und

von vergnügter Erotik. Der dazugehörige Mann als Subjekt dieser Empfindungen, fehlt in den Texten. Vielleicht ließe er sich irgendwo versteckt in einer langwierigen Untersuchung über sein Bild von den Männern der ‚anderen‘ finden.“ (Byer 1985, S. 9)

Zu diesen Empfindungen ist der dazugehörige Mann schwer zu finden. Doch vielleicht lohnt sich auch ein umgekehrter Weg – aus den Empfindungen, die Bernatzik schildert, das weitgehende Fehlen von Beziehung, Nähe, Unmittelbarkeit, vergnügter Erotik zu rekonstruieren.

Als Ausgangspunkt nehme ich das Foto eines „Dinka“, das Bernatzik in *Gari-Gari* veröffentlicht. Es zeigt einen hageren, drahtigen Mann, der mit ausladendem Schritt und einem Speer in der Hand im Gleichgewicht seiner Glieder schreitet. Bernatzik gibt die dazugehörige Beschreibung:

„Die Negergestalten von zwei Meter Größe und darüber, mit riesig langen Beinen, haben eine Schrittlänge von durchschnittlich einem Meter. Auf dem zerrissenen, ausgetrockneten Steppenboden erreichen diese Riesen eine Geschwindigkeit von sieben bis acht Kilometer in der Stunde.“ (1930, S. 42)

Diese technische Beschreibung zeigt noch nicht, welche Faszination unberechenbarer Stärke für Bernatzik von diesen Beinen ausgeht. Schon zuvor, bei den Nuern, war der Forscher auf sie aufmerksam geworden.

„Vollkommen nackt, mit langem, rot gefärbtem Haar, das wirr im Winde flattert, hat seine Erscheinung etwas Wildes, Drohendes an sich. Tudj [der Dolmetscher, H. M.] tauscht einen kurzen Gruß mit dem Burschen aus, worauf dieser mit langen, weit ausgreifenden Schritten dem Nuerdorf zueilt.“ (1930, S. 22)

Edler Wilder und gewalttätiger Rächer – in dieser Doppelung stehen Furcht und Begehren in einem Vexierbild für einander. Sie „spielen durch die Strukturen des Andersseins hindurch“ (Hall 1994, S. 20). Virulent werden diese „Beine“, wenn sie in direkte Konkurrenz mit dem bevorzugten Fortbewegungsmittel Bernatziks bei dieser Reise treten – dem Auto.

„Ein Dinka nimmt im Wagen Platz. Der andere läuft voraus, um den Weg zu zeigen. Anfangs geht es auf der abgebrannten Steppe gut vorwärts, dann kommen wir auf ein Sumpfgelände, das in der Regenzeit überschwemmt, und daher von Sumpfgäsern bewachsen ist. Eine Unmenge an tiefen Gruben erschwert das Weiterkommen. Dazu bricht der Boden öfters ein, wenn wir die zahlreichen Tierbauten überfahren. Schließlich kann ich aber ein Zehnkilometer-Tempo einhalten. Die Ausdauer unseres Führers ist erstaunlich. Der Mann hat nicht geschlafen, sondern bereits stundenlang schwere Lasten geschleppt, und trotzdem eilt er, ohne gerastet zu haben, in federndem Lauf, einer Maschine gleich, dem Auto voraus.“ (1930, S. 37f)

Bernatzik, an seine „Maschine“ geschmiedet, muß zusehen, wie sie im Bewährungskampf versagt. Später scheint er sich dieses Erlebnisses zu erinnern, und er formuliert die zivilisationskritische Erkenntnis:

„Ich möchte sogar behaupten, daß das Leben der Primitiven besonders geeignet ist, die Persönlichkeit zu entwickeln. Inmitten der gewalttätigen, oft grausamen Natur kommt es unvergleichlich mehr auf die schnelle Entschlußfähigkeit des einzelnen, auf seine Ausdauer und Geschicklichkeit an, als bei uns, wo die Maschine das Individuum zum schablonenhaften Massenmenschen herabgedrückt hat.“ (1944, S. 7)

Doch dürfte sich Bernatzik nicht nur dieser oder ähnlicher Begegnungen erinnern, sondern er formuliert seine Erfahrungen zugleich im antimodernistischen Diskurs wie ihn etwa Spengler in *Der Mensch und die Technik* (1931) oder Heidegger in *Das Wesen der Technik* artikuliert. Die Parallelen zwischen den Themen dieser Autoren und den Topoi der Bernatzikischen Verfallsge-schichte sind verblüffend. Von der Vorahnung des Todes, über die Herrschaft der Maschine über den Menschen, die Vergiftung einer natürlichen Welt, das Ausweiden der Natursehnsucht und des Unbehagens an der städtischen Kultur, das Interesse am Organischen, am „Stamm“. Bernatzik verlegt die Gemeinplätze und Traumata der konservativen, deutschen Intellektuellen nach Afrika.

Zwar hat der Forscher ein ironisches Verhältnis zur Technik, dennoch bildet sie die Grundlage seiner Reise:

„Mit Gewehr und Apparaten besteige ich den Ford.“ (1930, S. 49)

Wie das Gewehr ist auch der Fahrersitz des Autos Symbol der Unterscheidung zu den Schwarzen. Der Wissenschaftler ist von der rassischen Unfähigkeit der Afrikaner, ein Auto zu fahren, überzeugt. Selbst in der „wissenschaftlichen“ Einleitung zur *Angewandten Völkerkunde* hält es Bernatzik für nötig, seine persönlichen Erfahrungen zum Besten zu geben:

„Nehmen wir beispielsweise den Fall, es benötigt jemand einen Fahrer für ein Auto. Wenn er nun etwa einen Buschmann auszubilden trachtet, wird er im Laufe der Zeit empirisch feststellen, daß Angehörige dieser Rasse hierzu keinesfalls geeignet sind.“ (1947, S. 43)

Der nüchterne Stil betont noch den augenzwinkernden „Witz“ (Anspielung auf die Körpergröße der „Buschmänner“) mit dem der geübte Vortragende sein Publikum zu unterhalten trachtet. So schafft es die wissenschaftliche Form, aus Riesen Zwerge zu machen. Tatsächlich stehen die „Buschmänner“ für alle Afrikaner:

„Die Führung des Wagens beschloß ich selbst zu übernehmen, da die Neger meist sehr mangelhaft fahren.“ (1933, S. 2)

Das Auto ist die Basis der Handlungsfähigkeit Bernatziks in Afrika. Insofern ist es wichtig, daß das Auto und Afrika „sich vertragen“. Überrascht und erfreut berichtet der Ethnograph von den Tieren, die keine Scheu vor dem Gefährt zeigen. Schließlich dient die Maschine auch als Medium zu den „Eingeborenen“:

„Ich lasse das Auto ankurbeln und fahre im Kreis um die Festversammlung herum. Da die meisten noch nie ein Auto gesehen haben, zeigen sie

Furcht, doch im nächsten Augenblick stürzt der ganze Menschenknäuel johlend, lachend und schreiend vor mir her und erst als der Wagen wieder an seinem Platz steht, ohne daß ich einige Gäste überfahren habe, legt sich langsam das Entzücken der Eingeborenen.“ (1930, S. 64)

Dermaßen nicht nur mit Ausrüstung, sondern auch mit symbolischer Bedeutung beladen, vermag das Auto die Krise Bernatziks in Afrika zu verdeutlichen.

„Sehr deprimiert wechsele ich das Rad aus (...) Jetzt beginnt eine Leidenszeit. Die Straße wird immer schlechter, die Brücken sind baufällig und zwei brechen hinter uns zusammen. Auf einer dritten kommt es zur Panne. Das Auto bricht ein. Verzweifelt versuchen wir mit vereinten Kräften loszukommen, doch die Räder graben sich nur noch tiefer ein.“ (ebd., S. 73)

Wie anders macht sich hingegen die Fortbewegungsart der Einheimischen im Vergleich dazu aus. Vor allem bei der Jagd wird das Bernatzik schmerzhaft bewußt.

„Von der raschen Gangart der Neger hatte ich schon viel gehört. Nun kann ich mich davon überzeugen, daß die Angaben nicht übertrieben sind. (...) Ich versuche mit den Leuten Schritt zu halten, nur weil ich gut trainiert bin, gelingt es mir, jedoch mit der größten Mühe. Es ist unerträglich schwül, die Sonne sticht auf das hohe Gras.“ (ebd., S. 42)

Seitenweise schildert Bernatzik in *Gari-Gari* strapaziöse, aber ergebnislose Jagdausflüge, bei denen er bis zur Erschöpfung „durch dick und dünn“, „Stunde um Stunde“ seinen Führern folgt um letztlich einzusehen:

„(D)ie bis zu tausend Kilogramm schweren Riesen [Antilopen, H. M.] haben lange Beine [schon wieder die ‚Beine‘!, H. M.] und mit fliegenden Pulsen und starkem Herzklopfen sehe ich ein, daß alle Mühe näherzukommen, vergebens ist.“ (ebd., S. 54)

Der Ethnograph, Fotograf, der Autolenker und Jäger muß nun erkennen, daß es unendlich schwieriger ist, „so fernem Geschehen“ (Frobenius) nahe zu kommen, daß sich „Afrika“ nicht ohne Widerstand aneignen läßt. Oder besser: Er erkennt diesen Widerstand zwar nicht, aber er erleidet ihn. Das Dispositiv der ungleichen Annäherung produziert zerbrochene und fragmentierte Erfahrungen. *Gari-Gari* ist für mich das interessanteste Buch Bernatziks, weil er sich darin erlaubt, die Krisen und Brüche in seinen Erfahrungen darzustellen. Der vordem so selbstsichere Autor, für den die anderen klar beschreibbar sind, bricht ein, gleitet ab – an Afrika.

Die Reise – ein Traum

Dennoch zieht Bernatzik keine Konsequenzen aus seinem Scheitern. Statt seine Selbstsicherheit in Frage zu stellen, läßt er sich durch Krankheit

niederwerfen. Selbstverständlich wird Bernatzik auch seinen erzählerischen „Krankheitsgewinn“ einstreifen, indem er sein eigenes Scheitern zu einer Eigenschaft „Afrikas“ umformuliert. Eitrige Wunden an den Füßen, ein „Dysenterieanfall und Fieber“ lassen ihn ins „andere Gesicht Afrikas“ (ebd., S. 72) blicken – „das Gesicht der mitleidlosen Natur“.

„Wie anders ist nun Afrika! Ich lerne sein zweites Gesicht kennen und fange an, den Zustand und die Klagen so manches ansässigen Europäers zu begreifen. Das silberne Mondlicht erscheint einem solchen grau und farblos, die herrlich strahlende Sonne empfindet er als Glut. (...) Die Lockrufe der Nilpferde durchdringen ihn bis ins Mark, die hellen Vogelstimmen vergällen ihm den Schlaf und der singende Laut von Myriaden von Moskitos bringen ihn zur Raserei. Schlaflos und in Schweiß gebadet wälzt er sich lange Nächte hindurch auf seinem Lager umher. Ist der Fieberanfall schwer, ist er erträglicher, denn die Phantasie gaukelt ihm dann allerlei schöne Bilder vor. Er sieht seine Heimat, seine Familie, und leicht lösbar erscheinen ihm, wie dem Opiumraucher, alle Fragen, die ihn bedrücken. Wie schmerzlich ist aber der Rückschlag nach solchen Anfällen. Schwach, auf die verständnislose Pflege der Eingeborenen angewiesen – da lastet die Einsamkeit drückend.“ (ebd., S. 72)

Eine weitere Fiebernacht läßt ihn in der mächtigen „Brandung der Nordsee“ in Seenot geraten, eine „Riesenwelle“ droht sein Boot zu zertrümmern, eine „Rattenfalle“ grinst ihn höhnisch an und „schlägt zuletzt krachend ihre Türen zu“. „Dämonenartige Gesichter mit seltsam hervorquellenden Augen“ umgeben ihn. A'sandé wollen ihn „braten und fressen“. Gleichzeitig „ersteht“ eine „andere Welt“, die aber die eigene ist:

„Vergangene Zeiten erstehen vor meinen Augen. Längst verstorbene liebe Menschen kommen und gehen. Ich erlebe mit ihnen eine unwahrscheinlich schöne, glückliche Zeit.“ (ebd., S. 102)

Habe ich zuvor überinterpretiert, als ich Bernatzik überall den Tod verfolgen sah? Doch die Bilder, gerade die wirrsten, die er uns aus seinem Traum anbietet, passen zur Struktur der „Geschichte“ die er zu entfalten scheint.

„(D)as Schlagen einer Kirchenuhr. (...) Die Hand eines Riesen umfaßt meinen Brustkorb, drückt ihn langsam zusammen – ich sterbe.“ (ebd.)

Die Geschichte beinhaltet eine Problematik, die über das Individuelle hinausgeht. Was auch immer wir an „Persönlichem“ darin zu erkennen meinen – der Traum ermöglicht uns die allgemeine Einsicht, und Bernatzik gibt es hier selbst zu: Es ist die eigene Welt, die sich in den Augen der anderen spiegelt. Das Reisen im Anderen aktiviert die Traumgeschichte der eigenen Kultur. Die Glaubwürdigkeit des „Dort-gewesen-seins“, des „Sich-durchdringen-lassen“ von der anderen Kultur, von dem Geertz spricht, hängt wesentlich davon ab, ob der „traumatische Kern“ der *eigenen* Kultur in der Erzählung thematisiert (und geleugnet) wird. Die *Subjektpositionen* lassen sich nur

halten, indem sie ständig ihre semiotische (kulturelle) „*Traumarbeit*“ verrichten. In den Traumschilderungen zieht er alle Register seines Afrikanismus. Die Erzählung von Naturgewalt und Tod beinhaltet die Geschichte der Imaginationen über die fordistische Transformation und das Scheitern dieser Projektionen am Realen.

In den Schilderungen der Religiosität und der Vorstellungswelten der Einheimischen kommt dem Autor kein Zweifel an seinen Kategorien. Da läßt er sich nicht beunruhigen, das läßt er nicht zu. Im „Traum“ aber kann er erzählen, daß die Afrikaner ihm Kopfzerbrechen bereiten:

„(A)ufständische Dinka haben mich gefangengenommen, gefesselt und an einen Baum gebunden. Einer treibt mir einen langen spitzen Holznagel mit einer Keule langsam, Schlag auf Schlag, in den Schädel.“ (ebd.)

Gefährlich nahe kommen solche Schilderungen einem „Paradigmenwechsel“ des Erzählens, der darin bestehen könnte, nicht immer glaubhaft zu machen, daß man *dort* war, sondern im Berichten von den Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten, die eigenen Konstruktionen bei den anderen durchzusetzen. Diese Gefahr muß gebannt werden.

„Nur *eine* [Hervorhebung Bernatziks] Krankheit kann das sein, ‚Malaria tropica‘, die aber kann man behandeln.“ (ebd., S. 103)

Die Betonung verbirgt nur schlecht die Rationalisierung. Eine andere Lesart bringt sie zum Vorschein: Nur eine *Krankheit* kann das sein. Nicht der Autor steht zur Disposition, sondern seine Gesundheit. Das Gefühl der quälenden Unabgeschlossenheit der Suche, der Nicht-Erfüllung der Reise bekämpft er wie Fieber.

Gegen Fieber hilft Chinin – gegen die uneingestanden Risse im Selbst stellt der Autor den Wunsch nach Wiederholung. Die Unmöglichkeit des kohärenten Selbst wiederholen, die Enttäuschung festhalten. Mitten im Leben sind wir vom eigenen Fremden umfungen, dennoch kommt ihm die imaginäre Aufgabe zu, das gesplante Selbst zu heilen.

„Viele Monate habe ich fern von europäischer Kultur im Verein mit lebenslustigen Menschen jener Völker, die wir Allzukultivierte primitiv nennen, verbracht. Der Zauber solchen Lebens ist groß. Schon jetzt, kaum auf ägyptischen Boden, sehne ich mich danach, wieder den Begrüßungsruf meiner schönen und schlanken Nuerfreunde zu hören. ‚Gari-Gari‘. Wie der Urruf der Wildnis klingt mir ans Ohr. (...) Werde auch ich noch einmal den Sudan sehen, das Land des Friedens, dessen sengende Sonne zwar töten kann, aber auch wunderbar Geist und Seele heilen?“ (ebd., S. 143)

Abstracts

The article shows compromises und displacements in the writing of books of travel of the austrian anthropologist. Books of travel are based on a narrow narrative contract between the author and the reader. Facing the fordist transformations of the twenties and thirties „Africa“ offers the possibility to explore the crisis and fissures in the subject positions of the own culture. Nevertheless it serves to renew and to strengthen them – in the face of the fascinating and repudiated other.

Der Artikel zeigt Kompromisse und Verschiebungen im Schreiben von Reisebüchern am Beispiel des österreichischen Ethnologen. Reisebücher basieren auf einem engen narrativen Vertrag zwischen Autor und Leser. Angesichts der fordistischen Umwälzungen der 20er und 30er bietet „Afrika“ die Möglichkeit, die Krisen und Brüche der eigenen Subjektposition auszuloten und sie erneuert zu festigen – gegenüber dem faszinierenden und abstoßenden Anderen.

Literatur

- Bernatzik, Hugo A.: Gari-Gari. Ruf der afrikanischen Wildnis. Wien 1930.
 Bernatzik, Hugo A.: Äthiopien des Westens. Forschungsreisen in Portugiesisch-Guinea. Wien 1933.
 Bernatzik, Hugo A.: Typen und Tiere im Sudan. Leipzig 1942.
 Bernatzik, Hugo A.: Im Reich der Bidyogo. Geheimnisvolle Inseln in Westafrika. Innsbruck 1944.
 Bernatzik, Hugo A.: Jagd am blauen Nil. Typen und Tiere im Sudan. Wien 1951.
 Bernatzik, Hugo A.: Fremde Frauen. Fotografien des Ethnologen Hugo A. Bernatzik. Wien 1985.
 Byer, Doris: Wir und die Anderen. Einleitung in: Bernatzik 1985.
 Clifford, James: Taveling Cultures. In: Grossberg u.a. 1992, S. 96 – 116.
 Dirks, Nicholas u.a. (Hrsg.): Culture, Power, History. A Reader in Contemporary Social Theory. Princeton 1994.
 Frobenius, Leo: Kulturgeschichte Afrikas. Prolegomena zu einer historischen Gestaltenlehre. Zürich 1933.
 Geertz, Clifford: Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller. Frankfurt a.M. 1993.
 Grossberg, Lawrence u.a. (Hrsg.): Culture Studies. London 1992.
 Haraway, Donna: Teddy Bear Patriarchy: Taxidermy in the Garden of Eden. New York City 1994. In: Dirks u.a. 1994, S. 49 – 95.
 Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994.
 Hemingway, Ernest: Die grünen Hügel Afrikas. Hamburg 1993.
 Leiris, Michel: Phantom Afrika. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1985.

- Loth, Heinrich: Audienzen auf dem Schwarzen Kontinent. Afrika in der Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Berlin/DDR 1988.
 Morrison, Toni: Im Dunkeln spielen. Frankfurt a.M. 1994.

Hans Müller, Taborstraße 67/8, A-1020 Wien